

Dies und das

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **20 (1964)**

Heft 4

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Sprachverantwortung“: das Gefühl der Verantwortung für unsere Muttersprache wecken und stärken: ja, darum geht es uns und all denen, die in diesen sechzig Jahren für den Sprachverein gewirkt haben! km

Ein Glückwunsch

Am 26. August feiert unser Ehrenmitglied *Hermann Behrmann* in Zürich in beneidenswerter geistiger und körperlicher Rüstigkeit seinen 90. Geburtstag. Seit bald vierzig Jahren nimmt Herr Behrmann eifrig und tätig an den Bestrebungen des Sprachvereins teil. Von der Gründung des Zürcher Sprachvereins bis vor zwei Jahren hat er in dessen Vorstand ratend und stets hilfsbereit mitgewirkt. Innerhalb seines Faches, der Werbung, hat er sich immer für eine saubere Sprache eingesetzt. Aber mit all dem ist sein Wirken für die Muttersprache nicht erschöpft: Der Jubilar gehört zu den bei uns leider nur viel zu seltenen Menschen, die eine ganz ursprüngliche Freude und Lust am Umgang mit der Sprache, am lebendigen, wohlgeformten Sprechen und am klaren und flüssigen Schreiben haben. So wirkt jede Begegnung mit ihm anregend; er nimmt es darin noch heute mit manchem Jungen auf!

Wir danken Herrn Behrmann für das, was er geleistet hat und noch immer tut, und wünschen ihm weiterhin gute Gesundheit. km

Wir gratulieren

Herrn *Dr. Louis Wiesmann*, dem ersten Obmann des Basler Zweigvereins, der vom Basler Regierungsrat zum außerordentlichen Professor für moderne deutsche Literatur ernannt worden ist.

Dies und das

Das größte Wörterbuch der Welt

Ein Wörterbuch ist selten eine reine Freude. Wie oft findet man das Wort nicht, das man gerade sucht. Oder es ergibt keinen oder einen falschen Sinn. Dem will — für die deutsche und englische Sprache — das größte Wörterbuch der Welt abhelfen, das jetzt von einem angesehenen Londoner Fachverlag herausgebracht wird. Der erste Band, in Deutsch-Englisch, ist kürzlich erschienen. Er reicht von den Buchstaben A bis E und hat bei der Fachwelt bereits einhelliges Lob gefunden. Dem ersten Band werden in einem Abstand von zwei Jahren drei weitere folgen. Dann kommen vier Bände in Englisch-Deutsch, so daß das Gesamtwerk in etwa 15 Jahren fertig sein und acht großformatige Bände umfassen wird.

Seine Geschichte reicht bis in die dreißiger Jahre zurück, als ein zorniger junger britischer Germanist — Trevor Jones mit Namen — anfang, eine Kartei von allen deutschen Wörtern und Ausdrücken anzulegen, die er entweder gar nicht oder nur unzulänglich in den vorhandenen Wörterbüchern übersetzt fand. 30 Jahre lang führte er dieses private Diktionär getreulich fort. Heute ist Trevor Jones einer der angesehensten Germanisten Großbritanniens. Er ist

Professor in Cambridge und leitet die Herausgabe des neuen Riesenwörterbuches, mit der im Jahre 1950 begonnen wurde. Sein fester Mitarbeiterstab besteht aus acht deutschen und acht britischen Linguisten, Philologen, Dolmetschern und Übersetzern.

Weil jede Generation eine andere Sprache spricht, hat man bewußt auch junge Leute in den Redaktionsstab einbezogen. Die Deutschen stammen zum Teil aus dem Dolmetscherinstitut der Universität Mainz. Daneben aber arbeiten noch unzählige Spezialisten als Berater mit. Denn das Wörterbuch will eine erschöpfende Übersicht über die modernen Fachausdrücke der Technik, der Wissenschaft und Forschung, des öffentlichen Lebens und der Politik geben. Darüber hinaus soll es aber auch für den Literaturhistoriker, den Sprachwissenschaftler, den Geschäftsmann von Nutzen sein. Es bringt natürlich nicht nur Wörter, sondern jeweils auch eine Menge von Satzbeispielen, Redensarten, Sinnzusammenhängen.

Die Umgangs- und Alltagssprache aber kommt dabei keineswegs zu kurz. So wird man etwa die Übersetzung für die „Bierruhe“, den „Einfaltspinsel“, oder „Das blaue Auge“ nicht vergeblich suchen. Und auch solche, für die zwischenmenschlichen Beziehungen so unentbehrlichen Ausdrücke wie „Depp“, „Dickschädel“, „den Buckel herunterrutschen“, „nicht mehr alle Tassen im Schrank haben“ fehlen nicht. Selbst das liebkosende „Ei, ei“ der Kindersprache ist angeführt, und auch Vulgärausdrücke, so unübersetzbar sie erscheinen mögen, finden mit entsprechendem warnendem Hinweis eine annähernde Wiedergabe. Kein Ausdruck wird ohne Prüfung übernommen. Kann man sich über ein Wort nicht einigen (zum Beispiel ob es noch im Gebrauch ist oder nicht), so werden Alltags-Tests vorgenommen; so wird beispielsweise jemand in einen Laden geschickt, um einen bestimmten Stoff zu kaufen, dessen Bezeichnung zweifelhaft erscheint. Wenn in verschiedenen Läden sämtliche Verkäuferinnen den Kopf schütteln, wird das Wort mit dem Zusatz „veraltet“ versehen oder ganz gestrichen.

Obgleich erst ein Achtel des neuen Wörterbuchs erschienen ist, liegen schon zahlreiche Bestellungen aus aller Welt vor: von Universitäten, diplomatischen Vertretungen, Wirtschaftskammern, internationalen Kommissionen, von überall in der Welt, wo die deutsche und englische Sprache eine Rolle spielen. Vor einigen Tagen trafen allein 600 Bestellungen von amtlichen Dienststellen aus Japan ein!

Trotz dieses regen Interesses aber wird es lange dauern, bis sich die ungeheuren Ausgaben lohnen. Das erste mehrbändige Wörterbuch, das der Verlag vor dem Krieg herausbrachte — ein französisch-englisches — kostete rund 70 000 Pfund (850 000 Franken), die erst 15 Jahre später anfangen sich zu amortisieren. Das neue deutsch-englische Unternehmen aber hat allein bis jetzt bereits 100 000 Pfund (das sind über 1,2 Millionen Franken) verschlungen.

Claudia Spa

Der Berner Jura — auch eine Sprachenfrage

Etwas vom Erschreckendsten, das in der Bewegung zur Loslösung des Berner Juras vom alten Kantonsteil zutage tritt, ist der Sprachenfanatismus. Er ist durchaus vergleichbar mit dem Rassenfanatismus in Amerika und anderswo. Die deutsch sprechenden Berner des alten Kantonsteils werden von den französisch sprechenden Jurassiern als Menschen einer fremden Rasse empfunden, politisch als „fremde Vögte“ hingestellt. Die wenigen und bescheidenen deutschen Schulen der von Berner Bauern besiedelten Gemeinden wirken als Pfahl im Fleisch des Jurassiers, sie stören die Einheit und trüben die Reinheit seiner „französischen Kultur“. Daß im Norden des Juras eine Bevölkerung mit deutscher Sprache lebt, wird mit Stillschweigen übergangen.

Auch sonst leidet die Bewegung an einem innern Widerspruch. Sie nimmt den „freien Jura“ nur für den Berner Jura in Anspruch. Sowohl der Jura wie auch das französische Sprachgebiet umfassen ja aber seine Nachbarn, den Neuenburger wie auch den weiter entfernt liegenden Waadtländer Jura.

Daß das alles so unschweizerisch wie möglich ist, braucht nicht besonders gesagt zu werden.

H. Behrmann

Reichliche Erfahrung mit Todesanzeigen?

Ein Industrieunternehmen schreibt in der Todesanzeige für ein Verwaltungsratsmitglied: „Der Verstorbene präsierte unsere Gesellschaft seit über 30 Jahren und hat sich während dieser Zeit mit seiner hochgradigen Intelligenz und seinen reichlichen Erfahrungen für uns eingesetzt.“ — Nun, das verdienstvolle Verwaltungsratsmitglied hätte eine gepflegtere Todesanzeige verdient.

Parlamentarischer Vorstoß für eine saubere Gesetzessprache

In der Sommersession 1964 verlangte Nationalrat Dr. Hans Korner, Luzern, bei der Revision des Bodenrechtes, daß der Formulierung der Gesetze besondere Aufmerksamkeit geschenkt werde. Er sagte dabei unter anderm:

„Bei der Abänderung oder Ergänzung von Gesetzestexten, deren Dauer unbeschränkt ist, sollten wir der Formulierung die gebührende Beachtung schenken. Der Schöpfer unseres Zivilgesetzbuches, Eugen Huber, hat der Redaktion des Textes seine ganz besondere Liebe und Aufmerksamkeit angedeihen lassen. Die klare, knappe Fassung der Artikel unseres ZGB ist sprichwörtlich geworden. Tragen wir Sorge dafür, daß wir mit unseren häufigen, vielleicht allzu häufigen Änderungen und Ergänzungen den sprachlichen Charakter unseres Privatrechtes nicht verderben. An Hand des jeweils geltenden Gesetzestextes muß sich der juristische Nachwuchs auf den Universitäten schulen. Wir haben daher allen Grund, der Formulierung und Redaktion ergänzender Gesetzestexte unsere Aufmerksamkeit zu schenken.“

Wir schützen heute so viele Güter: Wir reden vom Heimat- und Naturschutz, vom Tierschutz und vom Gewässerschutz. Vergessen wir dabei als gesetzgebende Behörde nicht auch den Sprachschutz!“

Diese Worte verdienen es, in Erinnerung gerufen zu werden.

Kampf dem Fremdwort?

Unzufrieden mit der Einstellung der „Gesellschaft für deutsche Sprache“ zur Frage der Verdeutschung von Fremdwörtern hat sich von dieser Gesellschaft ein „Verein für Sprachpflege“ mit Sitz in Hamburg abgespalten. Die sehr entschiedene Haltung dieses Vereins zugunsten der Verdeutschung von Fremdwörtern hat zu lebhaften Erörterungen in der bundesdeutschen Presse Anlaß gegeben.

Welche Haltung soll man zu dieser Streitfrage einnehmen? Ein gesundes Volk, dem seine Sprache Herzenssache ist, wird mit Recht danach trachten, sich möglichst in der eigenen Sprache auszudrücken und bei fremden Sprachen so wenig Anleihen wie möglich aufzunehmen. Insbesondere die technische Entwicklung zwingt fortwährend dazu, neue Erzeugnisse zu benennen. Irgend jemand muß ihnen einen Namen geben und es ist nicht einzusehen, warum das Recht solcher Namengebung fremden Sprachen vorbehalten sein sollte. Es liegt aber auch kein Grund vor, sich nach dem Gesetz der Trägheit einer früher

angenommenen schlechten Gewohnheit weiter hinzugeben und darauf zu verzichten, ein gebräuchlich gewordenes Fremdwort zu verdeutschen. Diese Feststellung ist nicht überflüssig. Denn es gibt Leute deutscher Zunge, die neue deutsche Wörter lächerlich finden oder gegen deren Gebrauch sich gar empören, während sie neue fremde Wörter ohne weiteres annehmen. Dieser Tatbestand ist volkspychologisch bedeutsam, verrät er doch einen Minderwertigkeitskomplex, ein Verfallensein mit der eigenen Sprache. Aber es rechtfertigt die Bevorzugung der fremden Sprache nicht.

Soll man daher dem Bestreben des „Vereins für Sprachpflege“, alle Fremdwörter zu verdeutschen, zustimmen? Soll man zum Beispiel statt „Radar“ „Schirmfunkortung“ sagen? Ich glaube, man soll zustimmen unter *Bedingungen*, und die Zustimmung da versagen, wo diese Bedingungen nicht eingehalten werden. Welches sind die Bedingungen? Es sind deren zwei. Das neue deutsche Wort soll das Fremdwort ersetzen, wenn es 1. genau dieselbe Bedeutung wie das Fremdwort trifft, und 2. nicht schwerfälliger als dieses ist. Daher ist die viersilbige „Schirmfunkortung“ als Ersatz für das zweisilbige „Radar“ abzulehnen, die „Wahrnehmung von Belangen“ der „Wahrnehmung von Interessen“ aber vorzuziehen, denn die Belange meinen hier genau dasselbe, wie die Interessen, haben zudem eine Silbe weniger und den Vorzug deutsch zu sein, während Interesse lateinisch ist. Man soll sich bemühen, für Fremdwörter ebenso treffende und ebenso einfache deutsche Wörter zu finden, aber solange auf eine Ersetzung des Fremdwortes verzichten, als dieses einfacher ist als die gefundene Verdeutschung und soweit es eine zumindest teilweise von diesem abweichende Bedeutung hat.

K. B.

„Es Bureföifi“

Seit langem stehen viele ehrwürdige Mundartausdrücke in einem scharfen Abwehrkampf gegen den durch die verschiedensten Kanäle vordringenden Strom der Schriftsprache. Sie verdienen unsere Unterstützung, denn ihr Verschwinden berührt uns selbst: jedes verlorene Stück Mundart ist ein verlorenes Stück Heimat.

Nun steckt freilich unter den um ihr Lebensrecht kämpfenden Wörtern dann und wann ein zweifelhafter Geselle, der unseres Beistandes nicht unbedingt würdig ist. Zu ihnen gehört der Ausdruck „Bureföifi“. Städtische Überlegenheit hat ihn geprägt — wie das Wort Dörper (Dörfler), das sich zum Tölpel weiterentwickelt hat —, städtische Überheblichkeit gab ihm das abschätzigste Beigeschmäcklein, das ihm heute anhaftet. Eigentlich selbstverständlich, daß er in einer Zeit, die Stadt und Land als durchaus gleichwertige Partner zusammengeführt hat, zum Absterben verurteilt ist.

Hier in Kürze und kühler Sachlichkeit — mehr geziemt sich nicht an der Bahre dieses hochnäsigen Wichtigtuers — sein Lebenslauf.

Er wuchs auf im Kreise zahlreicher Geschwister und Vettern, von denen die meisten heute noch kräftig weiterleben: Das „fünfte Rad“ am Wagen, fünfe gerade sein lassen, nicht auf fünfe zählen können usw. Die Fünf im Sprachgebrauch hatte ihren Ursprung zur Hauptsache in biblisch-religiösen Vorstellungen (die fünf Wunden Christi am Kreuz); dem Ausdruck „Bureföifi“ dagegen standen kulturelle und soziale Rangunterschiede zu Gevatter.

Länger als in der wirtschaftlich betriebsamen Stadt bediente man sich auf dem Lande der alten Form V für die Zahl fünf. Namentlich für Rechnungen auf dem Kerbholz oder mit der Kreide an der Werkstattwand brauchte der Landbewohner bis tief in die Neuzeit hinein die lateinische Ziffer statt der neumodischen arabischen 5. Kein Wunder, daß man solche Fünf bald Bauernfünfe nannte. Bei Gotthelf heißt es einmal: „Schreiben und Geschriebenes lesen konnten sie nicht, auch nicht rechnen; doch machte der Großvater wackere

Bauernfünfe.“ Noch der Solothurner Josef Joachim schrieb in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts: „Er soll gelehrter werden als die Bauern, die sich mit Bauernfünfen behelfen müssen“ (Id. I/852).

Von dem Ausdruck Bauernfünf, der bereits einen zurückgebliebenen Kulturzustand anzeigt, bis zum übertragenen abschätzigen Begriff „Bureföifi“ war's ein kurzer Weg. Bauern, vor allem jedoch Mädchen und Frauen vom Lande, wurden in der Stadt als Bauernfünfe gehänselt; gelegentlich mochte dem Wort ein berechtigter Spott innewohnen, dann nämlich, wenn eine Schöne vom Land ihr angestammtes Wesen verleugnete und sich in Sprache und Kleid als Städterin aufzuspielen suchte. Jedenfalls aber sollte die wenig liebevolle Bezeichnung die vermeintliche Kulturhöhe dessen bezeichnen, der sie im Munde führte.

Wir Heutigen sind, wie gesagt, gerne bereit, uns von dem Vertreter einer überwundenen Geisteshaltung zu verabschieden.

Hans Sommer

Warum kein Deutsch an der 32. PEN-Tagung in Oslo?

400 Schriftsteller aus 50 verschiedenen Ländern tagten in Oslo. Aus England waren 50 gekommen, aus Schottland 11, aus Frankreich 32, aus Japan 12, aus Belgien 10, aus den USA 13, aus Jugoslawien 11, aus Australien 7, aus der Deutschen Bundesrepublik aber nur 6, aus Österreich 4 und aus der Schweiz 4. Die geringe Beteiligung aus den deutschsprachigen Ländern ist daraus zu erklären, daß als Verhandlungssprachen nur Englisch und Französisch angekündigt waren. Leider hörte man kaum ein Wort Norwegisch. Die meisten der 50 anwesenden norwegischen Schriftsteller beherrschten die englische Sprache, verstanden aber auch Deutsch. Die Muttersprache vieler Exil-Schriftsteller ist Deutsch, und die Engländer, Schweden, Ungarn, Tschechen und Dänen verstehen es meist auch. So bleibt zu wünschen, daß bei der nächsten internationalen PEN-Tagung, die für 1965 in Jugoslawien vorgesehen ist, Deutsch wieder die dritte Verhandlungssprache sein wird.

„Die Tat“

Fallstricke

Über die „Fallstricke“ der deutschen Sprache schreibt uns eine Mitarbeiterin, die sich ständig auf dem diplomatischen Parkett zu bewegen hat: Neulich berichtete ein Botschafter bei einem Gespräch über den wachsenden Lärm auf den Straßen. Sein Schlafzimmer befinde sich in seiner Residenz in Bad Godesberg nach der Rheinseite, und er höre nachts nur manchmal die Schiffe tuten. Allerdings habe sein Nachbar, auch ein Botschafter, drei große Hunde, darunter einen irischen Wolfshund von „seltsamer“ Rasse und kräftiger Stimme. Ob er darüber nicht einmal mit seinem Nachbarn und Kollegen sprechen wolle, wurde er gefragt. Nein, antwortete er, denn sein Nachbar sei ein guter Freund von ihm, und sie sei „dämlich“ und sehr freundlich. Darauf trat atemlose Stille ein, bis durch weitere Erklärungen des Botschafters deutlich wurde, daß „sie“ der Hund ist. Der Botschafter, der soeben erst deutsch lernte, hatte gehört, daß man das alte deutsche Wort „Weib“ in der Alltagssprache nicht mehr anwende. Und als Diplomat wandelte er daraufhin weiblich in „dämlich“ um.

Bei einer andern Unterhaltung ging es um Überlegungen, wann wohl die britische Königin Bonn einen Staatsbesuch abstatten werde. Auf den Einwand, ihre Majestät haben soeben erst ein Baby bekommen und werde daher wohl kaum in diesem Jahr auf Staatsvisite gehen, sagte eine Botschafterin verständnisvoll: „Ja, die Könige müssen ja alles planieren, selbst die Babys“. Woher sollte sie auch wissen, daß zwischen Planen und Planieren ein erheblicher Unterschied besteht?

Ein dritter Ausspruch einer jungen Südamerikanerin machte den Beteiligten viel Vergnügen. Sie, soeben erst von einem Lehrgang im Goethe-Institut gekommen und nun bei einem großen deutschen Unternehmen beschäftigt, wurde bei einem Fest von ihrem höchsten Chef gefragt, ob sie sich schon ein wenig in Deutschland eingelebt habe. Sie antwortete begeistert, daß es ihr hier sehr gut gefiele. Was ihr denn nicht gefiele, erkundigte sich der Generaldirektor teilnahmsvoll. Oh, sie fühle sich in Deutschland außerordentlich wohl und schließlich gebe es ja in jedem Lande Vor- und Hinterteile! bl

„Pimpelige“ Leute

Vor uns liegt eine Zeitschrift, in der ein „Mann der Wissenschaft“ über ein Thema, das mit Humor zu tun hat, allerlei „Witze“ vorbringt, mit Freude an deren „Pointen“. Sorgfältig ist er darauf bedacht, daß ihm jeweils die Pointe nicht vorzeitig „herausrutscht“, wobei sie ja „abbrechen“ würde und die Sache gar keinen „Spitz“ mehr hätte...

Genug. Die Gänsefüßchen in Ehren, aber es gibt eine Art von Schreibern, die kaum mehr den Mut aufbringen, ein Wort hinzusetzen ohne Gänsefüße, die heißen sollen: wie man so sagt, oder: wie es nun einmal heißt. Man läßt durchblicken, daß man aus Herablassung da ein Wort hersetze, das sich für die bessere Gesellschaft, in die man es hereinlasse, schmücken müsse. Das Verhalten solcher Schreiber ist ausgesprochen pimpelig. „Ich setze da ein Wort hin“, wollen sie bedeuten, „aber für die Tiefe und Fülle meiner Gedanken ist es natürlich zu gering, zu schäbig, und so brauche ich es bloß als eine Aushilfe, die gerade zur Hand ist; ich bin da nicht kleinlich. Es ist nicht der eigentliche Ausdruck, der mit Kants Präzision, mir **sonst** eigen, das zu Sagende sagt, sondern es ist ein wenig uneigentlich, wie das Volk eben so spricht — aber laßt es euch gefallen, wir verstehen uns!“

Derlei oder ähnliches geht in den „zarten“ Seelen vor, wenn sie zur Feder „greifen“ und ihrem Feinsinn die „Zügel“ freigegeben, voller Angst vor den Metaphern der Sprache und eben, wie gesagt, im Herzen pimpelig. „Tat“

Anredekomma

Darf auch ein englischer Germanist, der den „Sprachspiegel“ mit Vergnügen und Interesse liest, zur Frage des Anredekommas Stellung nehmen? In seinem im „Sprachspiegel“ Nr. 2 veröffentlichten Schreiben bezeichnet Herr Th. M. den Brauch, mit großem Buchstaben nach dem Anredekomma anzufangen, als „Unsitte“. Mir scheint sein Standpunkt ausgesprochen pedantisch. Wenn man die grammatische Logik bis zum Äußersten treiben wollte, so müßte man ebenfalls auf den Abstand sowohl in senkrechter wie in waagerechter Richtung) zwischen Anrede und Briefbeginn verzichten. Jedoch spielt diese übliche Hervorhebung der Anrede eine beträchtliche Rolle darin, dem Gesamtbild des Schreibens

eine gewisse Übersichtlichkeit zu verleihen. Mir scheint, daß sogar die kleine Sache des großen Buchstabens am eigentlichen Anfang des Schreibens dazu beiträgt, ein sauberes Gesamtbild zu prägen. Ubrigens sind die Franzosen keineswegs die einzigen, die für die sogenannte „Unsitte“ verantwortlich sind. Wir Engländer — und sogar unsere fortschrittlichen Brüder jenseits des Atlantiks — begehen ganz fröhlich und unbekümmert das gleiche Verbrechen. Also haben die Verteidiger des großen Buchstabens nach dem Anredekomma im Deutschen das Vorbild zweier Hauptkultursprachen Europas, wovon die eine ein sprachgeschichtlicher Vetter des Deutschen ist. — Hoffentlich werden Sie diese fremde Einmischung verzeihen! *G. D.*